

Nepal Doch am Ende ist der Mensch nur ein Insekt

Es war einmal ein Märchenland mit den schönsten Bergen, den prachtvollsten Tempeln und den freundlichsten Menschen der Welt. Eine Erinnerung an Nepal.

FAZ, den 30.04.2015, von Freddy Langer, Redakteur im Feuilleton, zuständig für das „Reiseblatt“

Es war der letzte Abend unserer Reise gewesen. Der Tourismusminister hatte uns eingeladen in ein Restaurant irgendwo im Zentrum von Katmandu. Die Räume waren finster getäfelt, das Mobiliar war dunkel und schwer. Ein wenig kam es uns vor, als hielte er Hof. Und man konnte sich des Eindrucks nicht erwehren, dass der Tourismusminister von uns eher Demut und Dankbarkeit als Interesse erwartete. Auf kritische Fragen jedenfalls antwortete er mit einem Lächeln und allerhand Belanglosigkeiten. Stattdessen nahm er jede Gelegenheit wahr, sich über die westlichen Medien zu beklagen – darüber, dass sie immer nur von Naturkatastrophen und korrupten Politikern, von Elend und Dreck, von zerstörten Landschaften und zerfallenden Tempeln berichteten. Es dauerte nicht lange, da entschuldigte er sich mit einem weiteren Termin. „Schreiben Sie Gutes über unser Land“, sagte er zum Abschied. Das ist jetzt zwanzig Jahre her.

Ich bin seither nie wieder in Nepal gewesen. Das Bild, das sich in meine Erinnerung eingebrannt hat, ist das eines verzaubernden Landes, das uns gefangen nahm mit seinen landschaftlichen Reizen und architektonischen Juwelen und in dem wir den freundlichsten Menschen begegnet sind, stets hilfsbereit und immer lachend, selbst in einer Umgebung bitterster Armut. Ja, hatte ich damals gedacht, Nepal ist ein Stück auf die Erde gefallenen Himmels.

Aber das war natürlich nur die eine Seite. Denn unterwegs mangelte es keineswegs an himmelschreienden Ungerechtigkeiten, an Schicksalen, die mir den Atem nahmen, und herzerreißenden Momenten. Da standen Kinder knietief in knallbunter Brühe, um Wolle zu färben. Da saßen Kinder in großen Hallen und knüpften metergroße Teppiche, an denen sie Wochen und Monate lang arbeiteten. Und da hockten in den Daman-Bergen Kinder in langen Reihen am Straßenrand und zerklopfen mit winzigen Hämmerchen riesige Felsbrocken für den Straßenbau zu Schotter. Zwei große Körbe füllten sie im Laufe eines Tages mit den Bruchstückchen, so erzählte man uns. Vier Rupies würden sie dafür erhalten, umgerechnet heute keine zehn Cent. Wie zum Hohn stand fein säuberlich auf einem Meilenstein entlang des Wegs gepinselt: „Life is always sweet.“

Für den Brahmanen waren die Menschen nichts wert

„Sie werden verhungern oder sonst irgendwie sterben“, sagte der Brahmane mit dem Spazierstock.

Noch bedrückender war das Notlager am Stadtrand von Bharatpur. Der Rapti River war während des Monsuns weit über seine Ufer getreten und hatte sämtliche Häuser eines Dorfes mit sich gerissen und anschließend die Felder drum herum unter einer meterdicken Schicht von Sand vergraben. Die Regierung wies den Bauern und ihren Familien auf einer großen Wiese jeweils eine winzige Parzelle zu, gerade ausreichend, um darauf aus Stangen und Plastikfolie notdürftig ein Zelt zu errichten. Pro Person erhielten sie eine Decke, und jeden Tag bekamen sie einen Teller Reis.

Zurück auf ihr Land konnten die Familien nicht mehr, es war quasi nicht mehr vorhanden, und anderswo zu arbeiten, machte diesen Bauern nicht nur die wirtschaftliche Situation in Nepal nahezu unmöglich, sondern auch das trotz aller politischen Reformen hochkomplizierte Kastensystem. Ein Brahmane hatte mich auf dem Spaziergang begleitet, ein Angehöriger der obersten von neunzig Kasten. Wie es mit diesen Menschen weitergehen würde, fragte ich ihn. „Sie haben keine Zukunft“, antwortete er völlig ungerührt. „Sie werden verhungern oder sonst irgendwie sterben.“ Dabei stocherte er mit seinem vornehmen Spazierstock im Sand herum.

Mit nie zuvor erlebter Heftigkeit war damals der Regen niedergegangen. Und die Auswirkungen waren auch deshalb so katastrophal, weil in den Bergen hemmungslos immer mehr Wald abgeholzt wurde. An den Hängen sammelte sich das Wasser zu reißenden Strömen, zerstörte die in Jahrhunderten mühsam angelegten Terrassenfelder, spülte gewaltige Massen an Geröll wie an fruchtbarem Boden in die Täler und hinterließ nackten Fels. Dreihundertzwanzig Dörfern war es in dieser Saison so ergangen wie der kleinen Siedlung am Rande von Bharatpur. Einfach vom Hochwasser weggeschwemmt. Neuntausend Menschen seien binnen weniger Wochen in den Fluten ertrunken – das wenigstens waren die offiziellen Zahlen. Aber die Menschen in Nepal, denen wir begegneten, häufig Menschen der unteren Kasten, machten keinen Hehl daraus, dass sie den Angaben der Regierung misstrauten. Für den Brahmanen, mit dem ich spazieren ging, waren solche Menschen nicht mehr wert als die Insekten, die am Flussufer um uns herumschwirren.

Ein Land, so unruhig wie die Erdplatten darunter

Das fiel mir ein, als in den Fernsehnachrichten jetzt Bilder von Baggern gezeigt wurden, die in Katmandu den Schutt eingestürzter Häuser vor sich her schoben. Die Suche nach Überlebenden sieht anders aus, dachte ich. Der Moderator sprach von desorganisiertem Aktionismus. Dann blieb die Kamera mal an einem Glöckchen haften, das auf wundersame Weise inmitten der Ruine eines Tempels heil geblieben war, mal auf einer unzerstörten Buddhafigur. Das waren sonderbare Symbole angesichts der unfassbaren Katastrophe, der bis auf die Grundmauern zerstörten Städte und der Tausenden von Toten und Verletzten im Land. Dann, immerhin und immer wieder, die Szene, in der ein Mann auf einer Trage aus den Löchern einer umgestürzten Wand geschoben wird. Er bewegt kaum merklich den Kopf. Auf der Straße applaudieren die Menschen.

Der Monsun und die Politik: Mehr Stichworte braucht man nicht, um eine schier endlos lange Liste des Unheils für Nepal zu erstellen. Und wenn es Nepal einmal in die Schlagzeilen der westlichen Presse schafft, dann unter einem dieser beiden Aspekte. Wer wollte die Volks- und Bürgerkriege der vergangenen zwanzig Jahre zählen? Die Aufstände der Maoisten gegen die Monarchie. Die Attentate innerhalb des Königshauses. Die Abkommen nach der Abschaffung der Monarchie zwischen den Maoisten und der Regierung. Und die Brüche ebendieser Abkommen. Nepal ist ein Land, das so unruhig ist wie die beiden großen Erdplatten darunter. Und welche tektonischen Kräfte hier wüten, ist schwerlich zu übersehen.

Wir hatten damals für eine Nacht Quartier bezogen in einem Hotel direkt gegenüber der Himalajakette. Nicht eben luxuriös, aber doch mehr als nur komfortabel, außerdem mit viel Geschmack und Geschick der Landschaft angepasst – gebaut an einem Ort, wie ihn die Phantasie nicht erfinden könnte. Fast senkrecht stürzt der Berg unterhalb der Terrasse Hunderte von Metern in die Tiefe. Ungehindert springt der Blick deshalb über ein paar winzige Dörfer und über das grüne Tal von Katmandu hinweg. Dann schweift er über die breite, kalte, gezackte Linie einer Wand aus Fels und Eis, die sich zu einem sechshundert Kilometer langen Panorama der Erhabenheit ausbreitet. Vor uns ragten Hunderte von Sechs- und Siebentausendern in den Himmel, und neun Achttausender, so wirkte es, schoben ihre Gipfel direkt ins Weltall.

Die wenigsten kommen den Berg hinauf

Annapurna, Machhapuchhre, Gauri-Shankar, Nuptse, Lhotse und weit hinten, weit oben, von einer Wolkenfahne gekrönt, die Spitze des Mount Everest. Lauter Namen wie Verheißungen. Manche der Berge sehen aus wie Pyramiden oder Kuppeln, andere gleichen Reißzähnen. Von vollendeter Schönheit sind sie allesamt. Auf der Terrasse unseres Hotels wirkte es geradezu zwingend, dass die Bewohner Nepals die Berge nicht als Sitz der Götter verehren, sondern als die Götter selbst.

Nepals Berge: Sie sind der Trumpf der Tourismusindustrie. Sie sind das Erste, was man mit dem Land verbindet. Und seit das Höhenbergsteigen in den achtziger Jahren zum Massenphänomen

geworden ist, seit Hunderte und Aberhunderte von Bergsteigern sich jedes Jahr im Mai den Berg mehr hochschleppen lassen, als ihn selbst hinaufzusteigen, lebt der Staat nicht schlecht von den Gebühren, die er für seine Gipfel verlangt. Die wenigsten kommen hinauf, aber bei Kosten von fünfzigtausend Dollar wird der Versuch oft genug zu einem Zwang, dem der Verstand kurzerhand geopfert wird. Siebentausend Menschen standen mittlerweile auf dem höchsten Berg der Welt. Mehr als zweihundertfünfzig kamen an seinen Flanken ums Leben.

Seit Jon Krakauers Bestseller „In eisige Höhen“ sind auch jene mit den Gefahren des Bergs vertraut, die im Büro schon wegen einer Etage den Aufzug nehmen. Aber das hat den Andrang eher gefördert. Und dass im vorigen Jahr eine Lawine zwölf Sherpas in den Tod gerissen hat, führte zwar in Nepal zu Debatten, wie viel ein Menschenleben wert ist und ob dem Tourismus nicht zu viel geopfert wird. Aber die Berichterstattung dieser Tage konzentrierte sich schon wieder vor allem auf die in den Lagern entlang der Route eingeschlossenen Bergtouristen, und manche Nachrichtensendung hat den Bergsteigern, die mit Hubschraubern zurückgeholt wurden, mehr Zeit und Aufmerksamkeit eingeräumt als den Menschen im Tal, die buchstäblich vor einem Trümmerhaufen stehen. Nepal wird sich alle Mühe geben, den Bergtourismus schnell wieder in Gang zu bekommen. Dazu braucht es am wenigsten Mittel.

Frauen füllten Krüge an Brunnen

Und das Land? Glaubt man den Bildern und Berichten, ist alles zerstört, was die Städte einzigartig gemacht hatte. Vielleicht nie wieder werden Besucher eintauchen können in diese fremde, verzaubernde Märchenwelt, die nirgendwo vollkommener war als in den drei alten Königsstädten: Patan, Katmandu und Bhaktapur. Jetzt sind sie nur noch Haufen von Schutt.

Vor allem Bhaktapur war ein Juwel. Hatte man das Stadttor durchschritten, glaubte man sich fünfhundert Jahre in der Zeit zurückversetzt. An Brunnen füllten Frauen ihre Krüge, auf Plätzen stellten Töpfer Schalen her und legten sie zum Trocknen in die Sonne, und im Labyrinth der engen, rot gepflasterten Gassen drängten sich zwischen spielenden Kindern quiekende Schweine und gackernde Hühner. Man schaute in Werkstätten, in denen Holzschnitzer kunstvoll Säulen und Fensterrahmen verzierten. Man lief an Metzgern vorbei, die auf der Straße ihre Tiere schlachteten, ihnen die Borsten abbrannten und ihnen vor einer Meute neugierig schauender Kinder die Innereien herausnahmen. Und man schaute in Läden mit Früchten und Gewürzen, für die es auf Deutsch keine Namen gibt.

Zwar lag der Dreck bisweilen kniehoch in den Straßen, zwar stank das Wasser in der offen liegenden Kanalisation, aber man vergaß den Schmutz angesichts einer Architektur, die hinter jedem Winkel neue Überraschungen bereithielt: die Skulptur eines Königs, auf einer schlanken Säule balancierend, Pagodendächer, mächtige Tore, Treppen, die bis in den Himmel zu führen schienen, bewacht von riesigen Löwen, Drachen und Elefanten, dazwischen Fassaden von filigraner Verspieltheit.

Das zweitärmste Land der Welt

Durch die Stadt führte einst der Handelsweg von Tibet nach Indien. Ihre Blüte erlebte sie im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert, vor zweihundert Jahren versank sie in die Bedeutungslosigkeit. Und doch hatte sich ein solcher Reichtum dort angesammelt und bewahrt, dass seine Spuren auch nach dem verheerenden Erdbeben von 1934 so deutlich zu erkennen waren, dass die Stadt dank eines einzigartigen Entwicklungsvorhabens wieder zu altem Glanz hergerichtet werden konnte. So perfekt war der Eindruck einer vergangenen Zeit, dass man sich nicht gewundert hätte, wäre plötzlich eine Karawane mit beladenen Kamelen und Elefanten um die Ecke gebogen. Vielleicht bringt das Land ja noch einmal die Kraft auf – und die Welt das nötige Geld –, um in einem zweiten Anlauf der Stadt zu ihrem Glanz zu verhelfen.

Dass Nepal ein armes Land sei, das „zweitärmste der Welt“, hatte uns damals Alam, unser Reiseleiter, mehrmals am Tag erzählt. Und dann überschüttete er uns mit erschreckenden Zahlen, wonach ein Fünftel der Bewohner in Regionen lebte, die nur über Pfade erreicht werden konnten. Achtzig Prozent konnten weder lesen noch schreiben, etwa ebenso viele galten als arm, zweiundachtzig Prozent hatten keinen Zugang zu ärztlicher Versorgung, und die Hälfte der Bevölkerung führte ein menschenunwürdiges Leben. Kein Wunder, dass alle nach dem Westen schielten.

Es war damals noch gar nicht lange her, dass ausländische Besucher davon träumten, in Nepal einen Zugang zur Weisheit des Ostens zu finden, doch zugleich sahen die Nepali in deren Ausrüstungen und ihrer Art, aufzutreten, immer nur den Beweis für ihre eigene Rückständigkeit. Was Nepaler zusammenhielt, sagte Alam, war der Hinduismus mit seinem komplexen und komplizierten Regelwerk. „Das Leben der Menschen“, hatte er in einem Moment philosophiert, als ihm kaum jemand zuzuhören schien, und tatsächlich machte es den Eindruck, die Gedanken seien mehr an ihn selbst als an uns gerichtet, „ist ein Stück Papier, das vom Wind umhergetrieben wird – die Religion ist der Briefbeschwerer, der die Ruhe ins Leben bringt.“

„Eine gute Frage“, sagt der Lama

Natürlich sahen wir in den Tempeln Scharen von Menschen bei rituellen Handlungen, sie opferten Tiere, umkreisten im Uhrzeigersinn die Stupas, drehten die Gebetsmühlen und murmelten ihre heilige Glaubensformel „Om mani padme hum“. Die Bedeutung der Religion aber, sagte Alam, lasse spürbar nach. Dabei stellt sich vielleicht nirgendwo sonst auf der Welt die Frage nach der Beziehung von Mensch und Universum, nach einer überirdischen Macht, so augenfällig wie hier, wie vor dieser schier unendlich großen Steinwand, die an manchen Tagen heiter und verführerisch, an anderen bedrohlich und unbarmherzig auf die Menschen hinunterschaut und hinter der ebenso der Hinduismus wie der Buddhismus den Ursprung der Welt vermuten.

Einige aus unserer Gruppe hatten Alam in ein Kloster begleiten dürfen. Es war kalt dort gewesen. Wie Wolken stand uns der Atem vor dem Gesicht. Und es war dunkel. Das Flackern der wenigen Kerzen an der Wand reichte gerade aus, die bunten Bilder anzustrahlen, Mandalas, symbolische Darstellungen mit Gottheiten und Heiligenfiguren, um die sich, Labyrinthen gleich, eigentümliche Ornamente schlangen. Der Rest des Raums lag in einem glanzlosen Zwielflicht, das dessen Kargheit noch unterstrich. Es gab kaum Möbel, nur ein Tischchen, einen Schrein und in einer Ecke einige zusammengelegte Wolldecken, auf denen der Lama saß. Wir sollten Platz nehmen, bedeutete er uns, zeigte auf den kalten Holzfußboden, nickte freundlich und lächelte weise. Woher wir kämen, wollte er wissen. Was uns in diese abgelegene Region bringe. Wie es uns gefalle. Dann erzählte er aus seinem Leben, und irgendwann wollte er wissen, ob vielleicht wir irgendwelche Fragen hätten. „Fragt ihn“, schlug Alam eilig vor, „nach dem Zusammenhang von Mensch und Universum.“

Der Lama schaute auf, nickte versonnen, dann sprach er. Eine Minute, zwei Minuten, drei Minuten. Bedächtig formten sich seine Lippen zu den Wahrheiten des Lebens. Er sprach und sprach. Die Meditationen eines ganzen Lebens schienen sich in diesem Monolog zu verdichten. Aus der Antwort wurde ein Vortrag. Es dauerte lange, ehe er seinen Kopf senkte und schwieg. „Eine gute Frage“, übersetzte Alam endlich, „eine sehr gute Frage.“ Aber die Antwort müsse er uns schuldig bleiben – zu unserem eigenen Wohl. Sie würde uns erschrecken, zu sehr verstören. Man müsse vorbereitet sein, ehe man die Wahrheit erfahre.